

**Adventsempfang der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg
St.-Lamberti-Kirche, Oldenburg
Montag, 7. Dezember 2015**

**Bürger und Pilger:
Der christliche Glaube im europäischen Kontext**

„...denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ (Apostelgeschichte 18,10). Dieser Vers, der mir als Ausgangspunkt vorgegeben ist, bezieht sich natürlich auf die Stadt Korinth, in der der Apostel Paulus zu Besuch war, als Gott diese Worte in einer nächtlichen Vision zu ihm sprach. Korinth war eine der ersten europäischen Städte, die die Botschaft des Evangeliums empfangen haben, und wir können eine Menge über dieses frühe Beispiel einer europäischen Kirche lernen – nicht nur aus der Apostelgeschichte, sondern auch aus den Korintherbriefen. Wer war dieses Volk von Korinth? Wer sind heute die Christen in unseren Städten? Welche Ähnlichkeiten gibt es zwischen dem Profil der heutigen Christen in London und der Christen in Korinth vor zweitausend Jahren, welches sind die Unterschiede? Ich überlasse es Ihnen, diese Vergleiche oder Kontraste auf Oldenburg zu übertragen.

Partizipation und Identifizierung

Ich erkenne viele Gemeinsamkeiten zwischen London und Korinth, wenn ich die Christen betrachte, die am aktiven Leben der christlichen Gemeinschaft teilnehmen. Sowohl London als auch Korinth sind als Hafenstädte sehr vielfältig in Bezug auf Kultur, Sprache und Religion. In der Tat ist London immer schon sehr vielseitig gewesen: Vor kurzem wurde in der Lant Street, nicht weit von unserer Kirche, eine Grabstelle entdeckt, die aus der Zeit der römischen Besetzung stammt. Eine archäologische Untersuchung hat ergeben, dass die menschlichen Überreste von einem jungen Mädchen stammen, deren Ahnen in Osteuropa lebten, während sie selbst in Nordafrika aufwuchs, bevor sie nach London kam. Sicherlich können ähnliche Biographien bei den damaligen Einwohnern von Korinth gefunden werden. Diese Vielfältigkeit wird sich sicherlich auch in der Zusammensetzung der christlichen Gemeinde gefunden haben – wir wissen, dass die Christen sowohl aus jüdischen als auch aus nichtjüdischen Familien stammten. Die Gefolgsleute des Herrn stammten damals wie heute aus vielen Rassen und Kulturen. In unseren heutigen Kirchen in London gibt es eine erstaunliche Vielfalt von Sprachen, Musik und Speisen.

Es ist auch bekannt, dass die Anhänger des Herrn in Korinth untereinander unterschiedlicher Meinung waren, sie waren jederzeit bereit, sich über viele Dinge zu streiten; und ich kann Ihnen sagen, dass die Christen in London ebenfalls zänkisch sind. Wir sind nicht immer der gleichen Meinung, manchmal führen die Meinungsverschiedenheiten sogar zur Trennung – nicht nur innerhalb einer Kirche, denn über die Jahrhunderte haben wir eine Vielzahl von

verschiedenen Kirchen hervorgebracht: Einerseits gibt es Kirchen, die in historischen Zeiten in Europa entstanden sind, andererseits gibt es einige, die durch Einwanderung, vor allem aus Afrika, hier gegründet wurden. Eine Untersuchung, die kürzlich durchgeführt wurde, hat ergeben, dass es allein im Stadtteil Southwark 240 neue Kirchen mit schwarzer Mehrheit gibt, wobei der Stadtteil Southwark nur einer von 32 Stadtteilen Londons ist. Unsere Stadt ist nicht nur multikulturell und hat nicht nur viele Religionen, sondern auch viele christliche Glaubensrichtungen.

Aber sowohl in London als auch in Korinth gibt es einen Magneten, der die verschiedenen und voneinander getrennten Menschen zusammenhält: nämlich die gemeinsame Verpflichtung, Jesus zu folgen. Und was in Korinth richtig war, stimmt auch heute noch: die Sakramente sind für diese Gefolgschaft der Mittelpunkt. Kapitel 18 in der Apostelgeschichte spricht davon, dass viele Korinther getauft wurden. Im ersten Korintherbrief, Kapitel 11, finden wir die erste Erwähnung der Abendmahlfeier im kirchlichen Leben. Sowohl für heutige als auch für damalige Christen liefern die Sakramente manchmal einen Anlass zur Trennung, aber gerade das ist ein Zeichen dafür, dass sie von Bedeutung sind, um uns an die Gegenwart und das Wirken des auferstandenen Jesus zu erinnern.

Durch die Jahrhunderte gibt es also Ähnlichkeiten zwischen den damaligen und den heutigen Christen. Aber ein wesentlicher Unterschied muss berücksichtigt werden. Heutzutage kann der Begriff „Christ“ nicht nur dazu verwendet werden, um diejenigen zu kennzeichnen, die aktiv in den christlichen Gemeinden mitmachen, sondern er kann auch auf die Menschen angewandt werden, die sich mit dem Christentum in einer passiven Art identifizieren und dabei sehr wenig Beteiligung zeigen oder sogar völlig untätig sind.

Dieses Phänomen war in Korinth nicht bekannt. In England kam es jedoch sehr häufig vor: Man nahm allgemein an, dass jeder Mensch zur „Church of England“ gehöre, außer wenn es völlig klar war, dass er oder sie einer anderen Religion angehörte. Nachdem über mehrere Generationen hinweg eine Säkularisierung stattgefunden hatte, ist es heutzutage weniger üblich, die Menschen so zu kategorisieren. Aber der Begriff „Christ“ ist nach wie vor gebräuchlich als eine Identitätsbezeichnung, manchmal sogar in negativer Weise, wie bei dem Ausdruck „Nicht-Muslime“. Aber man kann es auch positiver ausdrücken: viele Menschen möchten sich in positiver Weise mit dem christlichen Erbe identifizieren, mit der Weltanschauung, die unser Land geformt hat, selbst dann, wenn sie keinen aktiven Glauben haben oder sogar einer anderen Glaubensrichtung angehören: Beispielsweise möchten viele Muslime gern, dass ihre Kinder in christlichen Schulen ausgebildet werden.

Es gibt also zwei Möglichkeiten, die europäischen Christen heutzutage zu definieren: auf der einen Seite als diejenigen, die glauben, auf der anderen Seite als diejenigen, die das Christentum lediglich für ihre Identifikation benötigen. In Korinth gab es dagegen nur die eine Möglichkeit. Die beiden Arten überschneiden sich zwar, sind aber doch unterschiedlich. Je nach Zeit und Ort sind die Beziehungen zwischen den beiden Gruppen unterschiedlich. Aber wir müssen dieses Doppelmuster von Teilnahme und Identifikation in ganz Europa zur

Kenntnis nehmen. Wie können wir in Anbetracht dessen verstehen, was von uns Christen heute erwartet wird? Wie sollen wir uns diesen europäischen Gesellschaften von heute gegenüber verhalten? Ich möchte aus dem Kontext des Neuen Testaments einige Worte sammeln, die uns bei dieser Aufgabe helfen können.

Cives und Peregrini

Im Allgemeinen konnten die männlichen Bewohner des römischen Reiches nach ihrer rechtlichen Stellung in drei Klassen eingeteilt werden. Die niedrigste Klasse war der Sklave, der menschliches Eigentum darstellte und keine Rechte besaß. Die oberste Klasse stellte der römische Bürger mit der Bezeichnung „*civis*“ dar. Er hatte eine klar definierte Anzahl von Privilegien, die sich vor allem darauf bezogen, wie er im Rechtssystem behandelt wurde. Die mittlere Schicht bildete der „*peregrinus*“, ein Untertan des Reiches, der kein römischer Bürger war, da seine Nationalität offiziell woanders zuzuordnen war – der Begriff bedeutet wörtlich „einer, der durch die Felder schreitet“, d.h. ein Fremder im römischen Stadtstaat. In der Geschichte des römischen Reiches änderten sich die Abgrenzungen zwischen diesen unterschiedlichen Gruppen ständig. Es war einzelnen Menschen möglich, zwischen den verschiedenen Kategorien zu wechseln; aber die klassische Dreiteilung blieb als gesellschaftliche Grundlage erhalten. Im Grunde basierte sie auf dem grundsätzlichen Konzept, wonach die Stadt ihren Bewohnern Rechte und Verantwortlichkeiten zuteilte. Als sich das Reich weiter entwickelte und der Anteil der *cives* kleiner wurde, wurden die Rechte nachdrücklich betont: Ein römischer Bürger hatte das Recht auf ein gerechtes Gerichtsverfahren, er konnte nicht willkürlich verhaftet werden, durfte nicht gefoltert werden und so weiter. Der *peregrinus* war im Gegensatz dazu ein ansässiger Ausländer, der keine dieser rechtlichen Privilegien in Anspruch nehmen konnte, weil seine Untertanenpflichten formell in anderen Ländern bestanden. Sklaverei, die auch heute noch vorkommt und als ein gesellschaftliches Übel angesehen wird, genießt weder in Europa noch in den meisten übrigen Ländern rechtliche Anerkennung. Und dennoch ist etwas Ähnliches wie die *civis-peregrinus* – Unterscheidung auch in der heutigen Welt noch ein wichtiges Thema, und das wird auch zweifellos so bleiben, solange die Massen-Migration anhält.

Das Verhältnis von voll berechtigten „Bürgern“ zu „ortsansässigen Ausländern“ unterscheidet sich von Land zu Land dramatisch. Ein extremes Beispiel ist Qatar, wo bei einer Gesamtzahl von zwei Millionen Einwohnern nur 200.000, also 10 Prozent, Bürger von Qatar sind (die 500.000 Christen in Qatar sind durchweg „ortsansässige Ausländer“). In Europa, womit wir uns heute Abend beschäftigen, sind die Definitionen von „Bürgerrecht“ zwischen den einzelnen Rechtssystemen unterschiedlich, aber ich bin sicher, dass die Bedeutung von *civis* etwa mit der Kategorie „EU-Bürger“ übereinstimmt, wohingegen der Begriff *peregrinus* eine ganze Reihe von Menschen umfasst, angefangen mit Flüchtlingen und Asylsuchenden, über diejenigen, die das Recht haben, in dem betreffenden Lande zu leben, bis hin zu den permanent ansässigen Ausländern. *Peregrini* spielen heutzutage in den Medien eine große Rolle.

Die Kategorien von *civis* und *peregrinus* spielen auch im christlichen Glauben und in der Theologie eine Rolle. Als erstes ist zu erwähnen, dass gemäß der Apostelgeschichte Paulus selbst zweimal seinen Status als römischer Bürger geltend macht, wobei er die Staatsgewalt in Verlegenheit bringt, da sie es versäumt hat, ihm Zugang zu einem ordentlichen rechtlichen Prozess zu verschaffen. Es ist interessant, festzustellen, dass er sich bei dem ersten Anlass dieser Art, nämlich im Kapitel 17 der Apostelgeschichte, gerade in Philippi aufhält; und in seinem Brief an die Philipper macht er die knappe Aussage „unser Bürgerrecht liegt im Himmel“. Wir erkennen, dass die alltägliche Bedeutung des Wortes „civis“ durch Paulus eschatologischen Glauben transformiert und vertieft wird.

Der Transformationsprozess ist noch deutlicher erkennbar, wenn wir ein anderes Schlüsselwort betrachten. In der christliche Gedankenwelt ist der *peregrinus* ein „ortsansässiger Ausländer“ Als einer, der kein dauerhaftes Wohnrecht in der imperialen Stadt hat, wird der *peregrinus* zum „Pilger“, einer, der als Reisender durch diese Welt geht, um schließlich den Weg zur himmlischen Heimat zu finden. Der biblische Schlüsseltext zu diesem Gedanken ist der erste Petrus-Brief, der davon spricht, dass die Christen in der Diaspora ihres Heimatlandes als *paroikoi*, Ausländer, leben. Es ist interessant, festzustellen, dass in der englischen Sprache, die hier der französischen und der späten lateinischen folgt, die elementare Einheit der ortsansässigen christlichen Gemeinde sich „parish“ nennt, wobei dieses Wort von *paroikoi* abgeleitet wurde, „Menschen, die entfernt von [*para*] ihrem Geburtsort [*oikos*] leben“. Das, was für uns ein Modell für einen beständigen Ausdruck des Glaubens ist, hat als Wurzel die Idee von Nicht-Sesshaftigkeit, Vergänglichkeit.

Ich habe über diese Worte etwas ausführlicher gesprochen, weil ich daran glaube, dass wir in unserer Eigenschaft als europäische Christen heute dazu aufgefordert sind, sowohl *cives* als auch *peregrini* zu sein, und dass diese beiden Pole des christlichen Lebens zusammengehören. Als Bürger zu leben, das ist die Basis, auf der wir uns mit unserer Gesellschaft identifizieren, auch bekräftigen wir so die Zugehörigkeit zu denen, die sich als Christen identifizieren. Wenn wir uns als Pilger verstehen, können wir zusammen mit allen, die sich am Rande unserer Gesellschaften befinden oder in unseren Gesellschaften auf Wanderschaft sind, an der christlichen Gemeinschaft teilnehmen, und so unseren Horizont erweitern. Die These, dass diese beiden im christlichen Leben zusammengehören, ist keineswegs eine neuartige Idee. Elegant und zugleich paradox wird das im *Diognetbrief* des zweiten Jahrhunderts ausgedrückt:

Obwohl sie [die Christen] in ihren eigenen Ländern als Einwohner zu Hause sind, benehmen sie sich eher so, als ob sie nur Durchreisende seien (*oikousin idias all' hōs paroikoi*); sie erfüllen alle ihre Aufgaben als Bürger (*politai*), aber sie unterwerfen sich und erdulden Lasten, als ob sie Fremde seien (*xenoi*). Für sie ist jedes fremde Land ein Heimatland und jedes Heimatland ist ein fremdes Land (*pasa xenē patris pasa patris xenē*).

Was hat das alles in Bezug auf unser christliches Leben heute in Europa zu bedeuten? Wie können wir diese beiden Pole, den „Pilger“ und den „Bürger“, im Leben unserer Kirchen zusammenhalten? Ich möchte diese Gedanken zu Ende führen, indem ich fünf Bereiche

nenne, die für mich besonders bedeutsam sind; ich hoffe aber, dass das Modell *civis-peregrinus* für Sie hilfreich sein wird, um Ihre eigene Situation zu überdenken. Sollte das der Fall sein, dann können Sie sicherlich auch noch andere Anwendungsmöglichkeiten bedenken.

Bürger und Pilger in Europa heute

In erster Linie sind unsere Kirchen Orte der Zusammenkunft, an denen Menschen willkommen sind, die in ihrem Leben schon Erfahrungen mit Reisen gemacht haben, Menschen, deren christlicher Glaube sie auf ihren Reisen stärkt und stützt. Solche Menschen können Asylsuchende oder Flüchtlinge sein, aber sie können auch in erster, zweiter oder sogar dritter Generation aus Auswanderergruppen stammen. Es können auch Menschen sein, die innerhalb ihrer eigenen Länder umziehen mussten und die deshalb von ihren ursprünglichen Wurzeln, die Freundschaft und Unterstützung boten, weit entfernt sind. Gleichzeitig sind unsere Kirchen in das bürgerliche Leben unserer Gemeinwesen eingebettet, sind von der Geschichte ihres Gemeinwesens geprägt und werden häufig auch von solchen Menschen anerkannt, die keine erkennbare Form des christlichen Glaubens praktizieren. Die Gefahr für die Kirche der *peregrini* ist, dass sie eine entwurzelte Gemeinschaft der Gläubigen werden könnte, die zu ihrem Gemeinwesen nur spärliche Beziehungen aufrecht erhält; die Gefahr für die Kirche der *cives* ist dagegen, dass sie zu einem versteinerten Schrein wird, der nicht bereit ist, neue Mitglieder aufzunehmen. Doch mit Gottes Hilfe können unsere Kirchen beide Aspekte zusammenbringen, und manchmal tun sie es auch. Im vergangenen Jahr bestätigte ich in einer von unseren Kirchengemeinden in Südost-London Blessing, eine Frau aus Zimbabwe, die ursprünglich als Asylsuchende hierhergekommen war. Vor einigen Monaten, als ich sie wieder traf, erzählte sie mir, dass sie vor kurzem eine Einbürgerungszeremonie mitgemacht hat und seither eine Bürgerin Großbritanniens ist. „Das ist ja wunderbar, Blessing“, sagte ich, „fühlen Sie sich nach Ihrer Einbürgerungszeremonie nun so, als ob sie wirklich zum Vereinigten Königreich Großbritannien gehören?“ – „Bischof Michael“, antwortete sie, „ich habe mich schon als Bürgerin des Vereinigten Königreichs gefühlt, als sie mich in die Church of England aufgenommen hatten.“ Für sie hatte ihre Aufnahme in Gottes Pilgerschar bereits ein echtes Gefühl von Zugehörigkeit zu ihrer neuen Heimat hervorgebracht.

Zweitens erzeugt unser Gefühl, gleichzeitig Bürger und Pilger zu sein, auf natürliche Weise Empathie und Verständnis gegenüber unterschiedlichen Gruppen im heutigen Europa. Als Bürger kommen wir in unserem bürgerlichen Leben mit vielen Menschen zusammen, die keine erkennbaren religiösen Überzeugungen haben, wobei die meisten davon in mancher Hinsicht als „Spät-Christen“ bezeichnet werden können. Im eigentlich weltlichen Bereich unserer demokratischen Gesellschaften arbeiten wir mit ihnen zugunsten des Gemeinwohls zusammen und wir verhandeln mit ihnen über annehmbare Grenzen von konkurrierenden Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten. Gleichzeitig erkennen wir als reisende Pilger, deren Horizont viel mehr als nur irdische Ziele umfasst, dass wir mit Menschen aus anderen

Glaubensrichtungen sehr viele Gemeinsamkeiten haben. Wie wir, glauben auch sie, dass der Sinn des Lebens nur außerhalb unserer Lebenswirklichkeit gefunden werden kann. Wie wir, werden sie von überirdischen Kräften geleitet, nicht nur von solchen, die lediglich hier ihren Ursprung haben. Wie bei uns, gilt ihre Loyalität der göttlichen Wahrheit, anstatt nur menschlichem Konsens zu folgen. In unserer gegenwärtigen Situation, die durch die Gefahren der Entfremdung, des Misstrauens und der Konflikte belastet ist, haben wir die Verantwortung und die Chance, ein Gespräch zwischen unseren weltlichen Partnern und unseren muslimischen Partnern aufrecht zu erhalten. Vor drei Jahren wurde in Woolwich ein britischer Soldat, der nicht im Dienst war, in der Öffentlichkeit brutal von islamistischen Fanatikern ermordet, es drohte eine Gegenreaktion. In den darauf folgenden Tagen kamen meine Kollegen und ich immer wieder mit aufgebrachten weißen Angehörigen der Arbeiterklasse und mit besorgten Muslimen ins Gespräch. Diese Gespräche sind nicht einfach, aber wir sind dazu aufgerufen und dazu ausgerüstet, Vermittler zu sein.

Drittens müssen die Werte, auf die wir die Erziehung junger Menschen in der Gesellschaft gründen, auf zwei stark vereinfachende Extreme aufgeteilt werden. Das eine Extrem verlässt sich auf eine partikularistische Ethik, die nur für überzeugte Christen akzeptabel und deshalb stets in Gefahr ist, einen Sekten-Charakter zu entwickeln. Das andere Extrem würde bedeuten, sich vollständig einem vereinbarten Satz angeblich allgemein gültiger Prinzipien des angemessenen Verhaltens anzupassen.

Unlängst wurde im britischen Schulwesen große Besorgnis darüber geäußert, dass Kinder radikalisiert würden, indem sie mit extremistischen islamistischen Ideen indoktriniert werden. Als Gegenmaßnahme hatten die Behörden vorgeschlagen, dass alle Schulen ein Lehrfach einführen sollten, welches „Britische Werte“ vermittelt, beispielsweise individuelle Freiheit, Toleranz, Anerkennung von Geschlechtergleichheit und Gleichheit sexueller Orientierungen und so weiter. Es ist schwierig, gegen solche Vorschläge zu argumentieren – es ist auch schwierig zu erkennen, weshalb diese Werte in besonderer Weise britisch sein sollen! – aber als Christ möchte ich dazu sagen, dass diese Werte allein nicht ausreichend sind, um als Richtschnur für junge Menschen zu dienen. Unsere grundlegenden Werte sind die von Gottes Königreich, die uns eine Vision geben, die herausfordernder und bereichernder ist als die des heutigen Großbritanniens.

Viertens gibt es eine ähnliche Dualität, die unsere Rolle als christliche Prediger und Führer betrifft: Wir sind sowohl Pastoren als auch Führer einer bestimmten Gruppe von Pilgern, und wir sind auch Priester, die berufen sind, sich mit Religion im Namen einer weitreichenden Gemeinschaft zu beschäftigen. In England wird das vor allem in der Arbeit von Geistlichen in verschiedenen Einrichtungen – Krankenhäuser, Gefängnisse, Universitäten oder Schulen deutlich. Auf der einen Seite hat ein christlicher Geistliche eine spezielle Aufgabe gegenüber christlichen Patienten, Strafgefangenen oder Studenten; er oder sie unterrichtet sie im Glauben, betet mit ihnen, berät sie, spendet ihnen die Sakramente. Auf der anderen Seite hat der Geistliche eine weitergehende spirituelle Verantwortung gegenüber allen in der jeweiligen Institution – er oder sie muss ihnen als Zuhörer und

Betreuer zur Verfügung stehen oder ihnen zu anderen Geistlichen ihrer eigenen Glaubensrichtung Zugang verschaffen, sofern diese von seiner/ihrer eigenen Glaubensrichtung abweicht. Diese beiden Aufgaben sind nicht immer leicht miteinander zu kombinieren und manchmal wird es unmöglich, die Spannung zwischen allgemeiner Seelsorge und spezifischer „sakramentaler“ christlicher Betreuung zu lösen. Aber eine ähnliche Spannung, vielleicht weniger akut, kann auch von jedem Geistlichen und Bischof erlebt werden: Wir alle sind aufgerufen, unsere eigenen Gläubigen zu führen und zu versorgen und gleichzeitig für alle übrigen empfänglich zu sein. Ich selbst bin davon überzeugt, dass es hier nicht nur darum geht, der zentralen Aufgabe, Christen zu führen, noch eine zweite Eigenschaft, nämlich gegenüber allen anderen nett zu sein, hinzuzufügen. Ich glaube vielmehr, dass die Sorge für andere eine übergeordnete Pflicht für jeden darstellen sollte, der sich für einen religiösen Führer hält. Dies lehrt mich das Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter.

Und zuletzt: Wenn wir beten, dann tun wir es als *peregrini* und als *cives*. In dieser Adventszeit stellen wir uns abermals an die Seite der ersten Christen, deren Gebete inbrünstig auf die Endzeit ausgerichtet waren. Sie wussten, dass sie hier auf Erden keine bleibende Stadt hatten, deshalb waren ihre Gebete von der Sehnsucht nach dem himmlischen Jerusalem erfüllt. In dieser Beziehung waren sie ihren jüdischen Vorgängern ähnlich, die sich nach Jerusalem sehnten, während sie in Babylon in Gefangenschaft waren. Aber es gibt in den jüdischen Schriften einen Schlüsseltext zum Thema „Bürgerrecht“ von Jeremias, der die Juden in Babylon wie folgt ermahnte: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum HERRN; denn wenn es ihr wohl geht, so geht es auch euch wohl“ (Jer 29,7). Als Christen, die wir in der europäischen Gemeinschaft von heute beten, sollten wir auch die Vision von St. Augustin im römischen Weltreich seiner Zeit wieder beleben. Als Bischof von Hippo kümmerte er sich um die täglichen Anliegen der Zivilgesellschaft, in der er eine Führungsposition innehatte, und suchte sie in allen Dingen zu unterstützen. Aber neben und über der irdischen Stadt, erkannte er auch die *Civitas Dei* und er betete, dass deren Reise durch die Geschichte bald vollendet sein möge, sobald Christi Königreich der Gerechtigkeit und des Friedens endlich verwirklicht werden würde. Und sein letztes Wort, ebenso wir unseres, ist das Wort eines *peregrinus*:

Ecce quod erit in fine sine fine. Nam quis alius noster est finis nisi pervenire ad regnum, cuius nullus est finis. Erhebt den Blick auf das Ende, ohne Ende! Denn welches andere Ende kann es geben, außer dem Erreichen des Königreiches, welches kein Ende haben wird?

Bishop of Woolwich, The Rt. Revd. Dr. Michael Ipgrave
Bischof von London / Southwark

(Übersetzung: Norddeutsche Mission)